1. Kapitel

Die Nacht war noch stockfinster, doch es wurde Zeit aufzubrechen. Ich hatte keine Minute geschlafen. Mit langsamen Bewegungen zog ich mich an für die Reise, die vor mir lag. Ich brauchte warme Kleidung, denn es war eine kühle und feuchte Nacht. Indem ich mir ein Kleidungsstück nach dem anderen anzog, schützte ich meinen Körper mehr und mehr. Während ich meine Hand gegen das kalte Glas presste, warf ich einen letzten Blick aus dem Fenster meines Zimmers und sah, dass der Himmel Trauer trug.

Meine Mutter trauerte nicht. Sie weigerte sich immer noch, mich überhaupt nur anzuschauen, und sagte kein Wort. Ich streckte meine Arme nach ihr aus, umarmte sie und hoffte auf wenigstens ein Wort, eine Geste, einen Kuss. Nichts dergleichen geschah, sie war wie eine Marmorskulptur, ohne irgendeine Gefühlsregung. Und so gab ich ihr einen Kuss auf die Wange und ließ meine Arme sinken. Ich biss die Zähne zusammen und wandte mich von ihr ab, um meine Koffer zu nehmen, die schon bereitstanden.

Viel nahm ich nicht mit. Meine Kleidung, ein Hochzeitsfoto meiner Eltern, das ich die ganze Zeit versteckt hatte, etwas Briefpapier, einen Stift. Es waren nur Kleinigkeiten. Mir fiel auf, wie überschaubar mein ganzes Leben war, so unbedeutend, dass ich es in zwei einfache Koffer stopfen und mitnehmen konnte.

Mit den Koffern in den Händen und einer Reisetasche über der Schulter öffnete ich die Haustür und trat in den Regen hinaus. Ich lief einfach los, ohne mich umzuschauen, denn ich wusste,

dass der Pfarrer mir folgen würde. Das hallende Geräusch von Schritten hinter mir bestärkte mich in meiner Annahme. Der Pfarrer kam mit, um mich auf dem ersten Teil meiner Reise zu begleiten.

Er sprach kein Wort. Wir liefen am Pfarrhaus entlang, durch das Hoftor auf die Hooghe-Breet-Straße, dann an der weißen Kirche vorbei Richtung Hafenstraße. In der menschenleeren, unbeleuchteten Straße konnte man unsere Schritte deutlich hören. Am Hafen würde es nicht so still sein, denn dort waren um diese Zeit schon die Fischer an der Arbeit, deren Boote bald auslaufen würden.

Ich schauderte, als mir ein paar Regentropfen den Nacken herunterliefen. Das Schweigen zwischen uns wurde nur durch das Geräusch unserer Schuhe auf dem Pflaster und durch das Plätschern des Regens von den Dächern unterbrochen. Die Stille dröhnte mir in den Ohren und wurde irgendwann so laut, dass ich mir am liebsten die Ohren zugehalten hätte, um sie nicht mehr hören zu müssen. Aber das ging nicht, ich musste schließlich die Koffer tragen. Ich wartete auf irgendein Wort von ihm, irgendeine Ermahnung, aber es blieb still.

Als in der Ferne das erste Flackern einer Sturmlaterne sichtbar wurde, atmete ich erleichtert auf. Menschen. Stimmen. Geräusche.

Ich blickte noch einmal über meine Schulter, zurück in die Vergangenheit. Ich wünschte mir, dass meine Mutter hinter mir stünde, liebevoll, wie sie es einst gewesen war. Aber sie war nicht da, und so blickte ich wieder nach vorne. Was vor mir lag, war meine Zukunft, in der sie keinen Platz mehr haben würde, das hatte ich eingesehen. Meine Mutter hatte sich für ihn entschieden, und nichts würde ihren Entschluss wieder rückgängig machen.

Er durchbrach die Stille und die Gedanken an meine Mutter mit einem Befehl.

„Gib mir deine Koffer, Maria.“

Natürlich, wir mussten den Schein wahren. Immer den Schein wahren. Es war so wichtig, was die anderen dachten.

„Bitteschön.“

Am liebsten hätte ich die Koffer einfach fallen gelassen und wäre weitergelaufen. Aber stattdessen blieb ich stehen und reichte sie ihm. Obwohl er Handschuhe trug, bekam ich eine Gänsehaut, als sich unsere Hände kurz berührten. Ich schaute zu Boden und wartete, bis er sich wieder in Bewegung setzte. Es war nur noch ein kleines Stück.

Als wir das Ende der Hafestraße erreicht hatten, wehte uns der Geruch von Seewasser und Fisch entgegen. Er wurde untermalt von einem Gewirr aus Geräuschen: Männerstimmen, raselnde Ketten, deren Glieder gegeneinanderschlugen, und einige Motoren, die angeworfen wurden.

All diese Geräusche würden mich auf meiner Reise begleiten. Ich folgte gehorsam dem Pfarrer, der zielstrebig auf einen Kutter mit dem Namen „Coby“ zulief.

„Moin, Herr Pfarrer!“

„Pieters.“ Der Pfarrer nickte kurz, aber an seinen steifen Schultern konnte man sehen, dass er den hier gesprochenen Dialekt verachtete. Ich habe nie verstanden, warum er ausgerechnet in diesem verborgenen Winkel des Landes eine Pfarrstelle übernommen hatte. Wie konnte er erwarten, dass hier gebildete Menschen wohnten und seinen Predigten lauschten?

„Moin, Maria.“

„Guten Morgen, Pieters.“ Meine Antwort war nur ein Flüstern, aber Pieters schien das nicht zu stören. Er winkte uns an Bord und nahm dem Pfarrer die Koffer aus der Hand. Er zeigte mir eine Luke und öffnete den Einstieg, aber ich schüttelte den Kopf. Lieber blieb ich an Deck, auch wenn es regnete. Unter Deck war es dunkel und eng, bedrückend und einsam. Pieters wies mir in der Mitte des Decks ein Plätzchen zu, wo ich mich setzen konnte, irgendwo zwischen den Fässern, in denen normalerweise der Muschelfang transportiert wurde. Dabei plauderte

er die ganze Zeit mit dem Pfarrer. Ich hatte keine Lust, dem Gespräch zu lauschen, und schlenderte an den Fässern vorbei zum Bug des Schiffes. Aus dem Kanal spritzte Wasser in feinen Fontänen am Boot hoch und vermengte sich mit dem Regen, der immer noch in Strömen fiel.

„Ich gehe, Maria. Kümmere dich gut um deine Tante.“ Ich hatte ihn nicht kommen hören und schreckte auf. Wie ein liebevoller Vater beugte er sich zu mir herüber und gab mir einen Kuss auf die Wange, während er mir bei der Gelegenheit ein böses Wort zuraunte.

Ein Schauer lief mir über den Rücken, den ich nicht vor ihm verbergen konnte. Er blieb dicht neben mir stehen und blickte lächelnd auf mich herab.

„Du weißt, dass es wahr ist“, flüsterte er. „Du bist keinen Deut besser als Helène.“

Sein Atem streifte meine Haut und ich wollte nur von ihm weg, aber da war kein Platz, nur die Reling. Und der Kanal. Eine unmögliche Möglichkeit, ich konnte nicht schwimmen. Meine Augen suchten nach Pieters, aber er war beschäftigt und sah nicht zu uns hinüber. Da ich seinen Geruch nicht länger ertragen konnte, versuchte ich die Luft anzuhalten.

Schließlich machte der Pfarrer einen Schritt zurück, und ich atmete erleichtert auf. Er starrte mich erwartungsvoll an, bis ich endlich verstand, was er wollte.

„Auf Wiedersehen, Vater.“ Die Worte kamen zwar über meine Lippen, hatten aber jegliche Bedeutung verloren. Trotzdem nickte er zufrieden.

„Wiedersehen, Pieters.“ Der Pfarrer stieg von Bord, drehte sich noch einmal um und hob die Hand.

„Passen Sie gut auf sie auf.“

„Jau, Pfarrer.“ Ohne den Pfarrer anzuschauen, hob Pieters ebenfalls die Hand und zwinkerte mir dabei zu. „So'n Dösbaddel, natürlich pass' ich auf dich auf.“

Ich lächelte, dankbar über Pieters' Entrüstung. Dann drehte

ich mich um und sah hinaus auf das Wasser, das vor mir lag. Ich musste nach vorne schauen, denn hinter mir war nichts mehr. Es stand kein geliebter Mensch an der Mole, um mir zum Abschied zuzuwinken, und es gab keine kostbaren Erinnerungen, die ich bewahren konnte.

Die weiße Unschuld der Kirche hinter mir war schon seit Langem verschmutzt und schließlich mit finsternen Flecken übersät worden. Wieder und wieder hatte ich den Gang zu ihr gemacht, jeden Sonntag wieder. Und jeden Sonntag, wenn ich durch ihre großen Türen nach innen getreten war, hatte ich hinauf zu dem Windspiel in Form eines Fisches gesehen. Jeden Sonntag hatte ich gehofft, es würde mit einem lauten Knall nach unten stürzen und in tausend Teile zerbrechen, so kleine Teile, dass ich sie mit meinen Füßen zu Staub zertreten könnte. Es war niemals passiert.

Der weiße Turm der Kirche ragte stolz über die Häuser hinaus, das wusste ich, aber ich weigerte mich, noch einen Blick auf diesen anklagenden Finger zu werfen. Dort nahm er mit seinem Gott Verbindung auf, dort bekam er Zustimmung für das, was er tat, dort war er der gehorsame Diener.

Ich sollte in das Haus meiner Jugend zurückkehren, zu den Wäldern und Wiesen, den Erinnerungen an meinen Großvater und meine Großmutter. Tante Be. Vor meinem inneren Auge tauchte das verschwommene Bild dieses Menschen auf, der mich am Ende der Reise erwarten würde. Seit zehn Jahren hatte ich sie nicht mehr gesehen. Jetzt sollte ich mit ihr in einem Haus zusammenleben, abgesondert wie in einer Mönchsklause.

Ein Junge von etwa vierzehn Jahren meldete sich bei Pieters, und ich begriff, dass die Besatzung damit schon komplett war. Es war nur ein kleiner Kutter, sodass Pieters offensichtlich nicht mehr Hilfe nötig hatte. Der Anker wurde eingeholt, die Trossen gelöst, und wir stießen vom Ufer ab. Ich blieb im Bug stehen und hielt mich an der Reling fest. Mit zusammengebissenen Zähnen fing ich die letzten Regentränen mit meinem Gesicht

auf. Meine Augen selbst blieben trocken – trotz des Klumpens in meinem Hals und trotz des Kindes in meinem Bauch. Ich verließ das Dorf mit der weißen Kirche, dem Pfarrer und der Frau, die einmal meine Mutter gewesen war. Ich sah mich nicht mehr um, aber seine Worte verfolgten mich. Ich glitt zurück in die Vergangenheit, während mich das Fischerboot an mein erstes Ziel brachte.

Ich hüpfte an Mutters Hand. Meine beiden Zöpfe fielen dabei mit einem regelmäßigen leichten „Plopp“ auf meine Schultern, und das gefiel mir. Manchmal schüttelte ich meinen Kopf, so schnell es ging, hin und her, damit die Zöpfe durch die Luft flogen, als ob sie um meinen Kopf kreisten. Im Augenblick tat ich das aber nicht, jetzt ließ ich sie einfach nur auf meine Schultern ploppen. Bei jedem Hüpfen. Plopp. Plopp.

„Bald fallen sie ab“, sagte Mutter und zog lachend an meinen Haaren. Ihr Lächeln war freundlich und erinnerte mich an Oma und Tante Be, die auf dem Bauernhof geblieben waren. Alle drei hatten denselben Mund, fand ich.

Wir kamen zum Marktplatz und meine Mutter zog mich an den Marktständen entlang. Vor dem Gemüsestand blieb sie stehen und suchte ein paar schöne, rote Äpfel aus. Ich zupfte an ihrem Jackenärmel.

„Warum pflücken wir die Äpfel nicht einfach vom Baum?“

„Wir haben hier keinen Apfelbaum, Liebes, deshalb muss ich die Äpfel kaufen.“

Ich nickte und dachte an unser neues Zuhause mit dem kleinen Garten. Dort gab es tatsächlich keine Obstbäume. Mutter verhandelte mit dem Verkäufer den Preis für die Äpfel und ein wenig Gemüse, und schließlich wurden sie sich einig. Ich blieb die ganze Zeit an ihrer Hand, ließ dabei aber meine Augen über den Marktplatz schweifen.

Am nächsten Stand wurden Fische verkauft. Ich sah mir den Mann genau an, der hinter der Auslage stand. Er hatte eine wei-

ße Schürze an und schrie die ganze Zeit, während er mit einer Hand jeweils einen Fisch vom Stapel nahm und ihm mit der anderen Hand den Kopf abschnitt.

Ich fröstelte vor Aufregung und Ekel, konnte aber meine Augen nicht von ihm abwenden. Ich war fasziniert von seiner Erscheinung, vor allem jedoch von seiner Stimme. Er brüllte so laut, dass ich mir sicher war, dass ihn jeder im Dorf hören konnte. Dieser Mann hätte auch einen guten Pfarrer abgegeben, ihn hätte jeder in der Kirche verstanden.

Plötzlich lachte mir der Mann zu und warf mit einer schnellen Bewegung etwas in meine Richtung. Bevor ich begriff, was es war, fühlte ich etwas Kaltes gegen meine Nase klatschen.

Ich schrie auf, sehr schrill und laut, und fasste mir an die Nase, aber da war nichts.

Der Mann fing brüllend an zu lachen, und ich sah, dass sich viele Menschen nach mir umdrehten.

Mutter beugte sich besorgt zu mir herunter und fragte, was los sei.

Ich wusste es nicht und blickte verlegen zu Boden. Da sah ich, dass etwas auf einem meiner Holzschuhe lag. Ich schrie wieder auf und sprang herum, um das Ding irgendwie abzuschütteln. Mutter erschrak und zog mich in ihre Arme. Ich zitterte am ganzen Körper und hielt mich an ihr fest.

Als ich langsam etwas ruhiger wurde, richtete sich Mutter wieder auf. In diesem Augenblick hörte ich eine Frauenstimme.

„Ich weiß, was passiert ist: Er hat diesen Seestern nach ihr geworfen und das Ding hat sie an der Nase getroffen.“

Neben uns stand eine Frau mit einem kleinen Jungen an der Hand. Sie hatte rote Haare und eine gerötete Nase, grüne Augen und trug eine grüne Jacke. In ihrer ausgestreckten Hand lag das Ding, das eben noch auf meinem Fuß gelegen hatte.

„Fass ihn ruhig an“, sagte sie zu mir. „Der tut dir nichts. Das ist nur ein Seestern.“ Sie lächelte mich an. Zögernd streckte ich

meine Hand aus, um das Ding zu berühren, aber meine Mutter zog mich weg.

„Dass Sie es wagen! Ich mag zwar neu sein in diesem Dorf, aber ich weiß, wer Sie sind. Lassen Sie meine Tochter in Ruhe!“ Mutter hielt meine Hand fest und drückte dabei so fest, dass es wehtat. Doch bevor ich protestieren konnte, zog sie mich weg und zerrte dabei so energisch an meinem Arm, dass ich rennen musste, um mit ihr Schritt zu halten. Ohne an irgendeinem anderen Marktstand anzuhalten, lief sie mit mir durch die Straßen zurück zum Pfarrhaus.

„Was ist los, Mutter, warum laufen wir so schnell?“, jammerte ich. Mein Fuß blieb an einem Pflasterstein hängen, sodass ich stolperte. Nur weil meine Mutter mich immer noch festhielt, fiel ich nicht der Länge nach hin.

Irgendwann wurde sie langsamer und blieb schließlich stehen. Ihre Wangen waren rot und ihre Augen sahen immer noch böse aus, aber als sie mich ansah, hellte sich ihr Gesichtsausdruck langsam auf.

„Ach Liebes, ich wollte dir nicht wehtun. Es war ...“ Mutter schluckte und schloss die Augen. „Die Frau auf dem Markt war eine sehr schlechte Frau, Maria. Ich möchte nicht, dass du mit ihr sprichst. Kannst du dir das merken? Ich will nicht, dass du mit ihr redest! Auch nicht mit diesem Jungen. Das sind schlechte Leute. Wirklich sehr schlechte Leute.“

Mutter sah mir ernst in die Augen, und ich nickte gehorsam. *Ich nickte so schnell, dass meine Zöpfe auf meine Schultern plopten – diesmal war es jedoch kein fröhliches, sondern ein ernstes Ploppen.*

Pieters' Stimme riss mich aus meinen Gedanken. Als ich mich zu ihm umdrehte, merkte ich, dass er seinem Boots Jungen etwas zuschrie. Er hatte also gar nicht mich gemeint. Der Junge sprang auf dem Deck rasch hierhin und dorthin und führte die Befehle aus, die Pieters ihm gab.

Der Regen hatte mittlerweile aufgehört. Ich wischte mir mit

dem Ärmel über das Gesicht. Dank meiner Wolljacke war ich größtenteils trocken geblieben, nur an meinen Wangen spürte ich das kalte Wasser. Ich zitterte vor Kälte und fragte mich, wann wir wohl an unserem Bestimmungsort ankommen würden.

Pieters und der Junge hatten alle Hände voll zu tun, also wandte ich mich wieder um. Nach vorne schauen. Ab jetzt durfte ich nur noch nach vorne schauen. Ich umklammerte mit meinen Fingern die nasse Reling und sah hinaus auf das Wasser, über das wir dahinglitten. Wieder einmal stieg in mir der Gedanke auf, dass das Wasser all meine Probleme lösen könnte. Meinen inneren Kämpfen würde es ein Ende bereiten und ich würde in der Tiefe verschwinden, ohne dass mich jemand zurückholen könnte.

Niemand würde mich vermissen.

Ich schüttelte den Kopf und richtete mich auf. Die Vergangenheit spielte keine Rolle mehr. Ich musste nach vorne schauen. Heute war der erste Tag meines neuen Lebens.